

Dem Speffart und feiner Not.

Von Anton Friaa.

Es find nicht leere Worte, wenn heute fo viel über die Not im Rhön und Speffart gefprochen wird. Jeder, der offenen Auges durch diefe Teile unferer Heimat gewandert ift, konnte fchon lange beobachten, wie Armut und Elend in den Dörfern zu Hauſe waren, wie fie ſich kundthaten in zerfallenden Wohnstätten, in den mageren Kühleim und feinigem Felſern, in den hohlwangigen Menfchen. Es bleibt das unbeftrittene Verdienft unferes Gauleiters, Regierungspräſidenten Dr. Hellmuth, die Augen der weitfehen Öffentlichfeit auf diefe Nothlandsgebiete hingelenkt und durch die Rhön-Speffart-Ausftellung Verftändnis gewedt zu haben für feine großangelegten Hilfsmaßnahmen.

Wir find leicht geneigt, aus alter Überlieferung her die Rhön fchlecht hin als das ärmfte Gebiet Frankens zu bezeichnen. Nach meiner Meinung stimmt das wohl heutzutage nicht mehr. Der Speffart erſcheint mir ärmer, ärmer ſchon deshalb, weil ihm die Verdienſtquellen der Bäder, des großen Fremdenverkehrs, der Holz- und Steinindustrie mangeln. Mag ſein, daß meine Meinung falſch iſt; dann iſt ſie wohl entſchuldigbar und wird daher kommen, daß ich ſelbſt als Speffarter dieſem Gebiet innerlich mehr verwaſhen bin und ſeine Armut aus perſönlichſter Erfahrung beſſer kenne; auch unſere Mutter hat ihren Kindern morgens vor der Schule Kartoffeln gekocht, um das Brod zu ſparen. So mögen dieſe Zeilen dazu beitragen, auch hier in unſerem Verſetkreis dem Speffart neue Freunde zu gewinnen oder doch wenigſtens die Teilnahme für die Nothlage ſeiner Bewohner zu erwecken.

Da iſt juſt für den, der ſich mit den gefamten Verhältniſſen des Speffarts eingehender befaſſen will, gerade eine gründliche Arbeit des Aſſiſtenten am Geographiſchen Inſtitut der Frankfurter Univerſität Dr. Jürgen Siebert erſchienen, die betitelt iſt „Der Speffart, eine landeskundliche Studie.“*) Im 3. Kapitel, das der Kulturlandſchaft gewidmet iſt, leſen wir auch immer wieder von der Not im Speffart und ihrer Geſchichte, ſo daß die Arbeit gerade dadurch einen recht wirklichkeitsnahen Wert erhält.

So eigenartig es klingen mag, daß der an ſich dünn beſiedelte Speffart viel mehr wie die Rhön an Übervölkerung leidet, iſt es tatſächlich doch ſo. Schuld daran trägt der merkwürdige Gang der Beſiedelung, die ganz und gar durch die politiſchen Beſitz- und Machtverhältniſſe bedingt war.

Die Herren.

Wem gehörte nun der Speffart? Wir wiſſen zunächſt, daß ſchon Kaiſer Barbaroſſa im Gebiet um Schöllrippen gejagt hat, ohne daß wir jedoch behaupten können, daß das große Waldgebiet etwa ein Reichsforſt geweſen wäre. Beſtimmte Nachricht über Beſitzrechte haben wir ſeit dem Jahre 786, wo in einer Schenkungsurkunde Karls des Großen der Abtei Neuftadt a. Main und damit letzten Endes dem Hochſtift Würzburg Wälder im öſtlichen Speffart zugewieſen wurden. Und noch bedeutender iſt eine Urkunde des Herzogs Otto I. von Schwaben aus dem Jahre 974, wonach dem Stift von Achaffenburg der ganze Wald des weſtlichen Speffarts übertragen wurde. Dieſer letztgenannte Teil ging aber bald an das Erzbistum Mainz über. Die Erzbifchöfe verſtanden es dann im Laufe

*) Das ſehr empfehlenswerte Buch iſt erſchienen bei Ferd. Hirt in Berlin.

der Zeit, fast den ganzen Speßart in ihren Besitz zu bringen. Anfangs hatten sie freilich viele Kämpfe zu bestehen gegen die Herren von Rieneck, welche im östlichen und südlichen Speßart reich begütert waren; 1260 erbauten diese sogar im Elsavatal als Bollwerk gegen Mainz die Burg Wildenstein, deren Ruine heute noch zu sehen ist. Mainz blieb jedoch in den Kämpfen siegreich, die Grafen wurden schließlich als erbliche Forstmeister im Speßart Lehensleute von Mainz. Als das Geschlecht 1559 ausstarb, kam der Hauptteil des Rieneckschen Besitzes an Mainz; kleinere Teile mit der Stammburg gingen an die Grafen von Rottiz über, das Gebiet um Elschau und Wildenseel an die Grafen Erbach, Lohthaupten mit Umgebung an die von Hanau. Außerdem besaßen die Grafen von Wertheim im südöstlichen Speßart die sieben Grafschaftsdörfer. Auch die Besitzungen des Deutschen Ordens, Stadtprozelten selbst, vorher schon Klingenberg, wurden kurmainzisch. So kann man wohl sagen, daß das Erzbistum im Laufe des 15. Jahrhunderts seinen Besitz im Speßart schon abgerundet hatte. Daß durch diese Tatsache die Speßartbevölkerung in der Reformationszeit dem Katholizismus erhalten blieb, mag nebenbei erwähnt werden; nur die Besitzungen der weltlichen Grafen nahmen mit ihren Herren die protestantische Lehre an.

Die Jagdfreondörfer.

Alle diese Herrschaften, die große geistliche wie die kleineren weltlichen, sind nun die Träger der Besiedelung im Speßart geworden. Fast in keinem deutschen Mittelgebirge wurde die Landnahme so sehr von den politischen Besitzverhältnissen beeinflusst wie in unserem Speßart. Als im 13. Jahrhundert die Geistlichen die Erlaubnis erhielten an sogenannten stillen Jagden teilzunehmen, erschien das große Waldgebiet den Mainzer Herren in ganz anderer Beleuchtung und in höherem Wert. Aber es war eine kostspielige Angelegenheit, zu den Jagden immer die Treiber und Bediensteten von weither zu nehmen. So kam man auf den Gedanken, die Ränder des Wald- und Jagdgebietes zu besiedeln. Die Leute dieser Siedlungen sollten dann für die Jagd Frondienste leisten. Es waren also rein jagdliche Bedürfnisse, welche diese erste gewollte Besiedelung des Speßartgebietes veranlaßten. Aus diesem Grunde konnte nicht der eigentliche Wald als Siedelungsboden in Betracht kommen, die Jagd durfte ja nicht gestört werden, ebensowenig die von Mainz abseits gelegene Ostseite. Das Elsavatal, das Leidersbach- und Sulzbachtal kamen allein in Frage, Elschau- und Rahlthal waren schon besiedelt. Nach den Pfarrbüchern und Stiftungsurkunden mag für diese Siedlungstätigkeit das Jahrhundert von 1250 bis 1350 in Betracht kommen.

Die Art der Besitzteilung war die des Waldhufendorfes. Im Tal, am Flüsschen zieht sich die Häuserzeile entlang und beiderseits steigen die jeweils zugehörigen Felder bergan. Diese Art der Flureinteilung hat viele Vorteile und ist mancherorts heute noch gut erkennbar. Da naturgemäß die Häuser nur an der einen Straßenseite liegen, hört man nicht selten das doppelstimmige Scherzwort, daß hier „die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken werden“. Um die Bauern außerhalb des Jagddienstes vom Wald fernzuhalten, war die Flurmarkung gegen den Wald durch eine 3 m hohe Feld- oder Wildmauer abgesperrt und wehe dem Bauern, der diese Grenze nicht achtete. Durch diese Absperrung war ein für allemal die Größe der Gemarkung festgelegt ohne Rücksicht auf seine spätere Bevölkerungsver-

mehrung. Die ursprüngliche Größe von 10—12 ha der einzelnen Huben reichte an und für sich aus zum Unterhalt des Besitzers.

Fast zur gleichen Zeit, aber zu anderen Zwecken entstanden die Fortshuben als Schußsiedelungen zur Beaufsichtigung von Wald und Wild gegen die Bauernhäbner sowohl wie gegen äußere Feinde wie die Rienecker und außerdem die Jagdschlösser als Unterkunftsräume bei Ausübung der Jagd. Erst nach jahrhundertlangem Widerstreben wurde den Bediensteten dieser Schlösser und Schußsiedelungen eine mäßige Rodung gestattet. Namentlich Rothenbuch zeigt in seinem ärmlichen Dorfbild heute noch den harten Kampf, unter dem es sich endlich zum Dorf entwickelte und spiegelt so recht Armut und Not des Speessarts wider. Alle diese Siedelungen waren keine Zweckmaßnahmen und nur wegen der Bedürfnisse der Herren erfolgt; auf den Menschen als den eigentlichen Siedelungsträger, der nach ewigem Naturgesetz doch im Mittelpunkt stehen sollte, war in keiner Weise Rücksicht genommen worden. (Fortsetzung folgt.)

Berichte und Mitteilungen

Bundestag 1936.

Der Bundestag des Frankenbundes ist nach § 14 der Satzung regelmäßig alle drei Jahre nach Würzburg einzuberufen. Da aber zur Zeit des letzten (Bamberger) Bundestages die Bundesleitung schon ein Jahr im Amt war, soll wegen der nötigen Neuwahl des Bundesführers schon 2 Jahre nach der Bamberger Tagung, also 1936, wieder ein Bundestag, und zwar zu Pfingsten, stattfinden. Satzungsgemäß ist der Bundestag mindestens vier Wochen vor dem Zusammentritt durch Ausschreiben in der Bundeszeitung einzuberufen. Wenn der erste Hinweis auf den diesjährigen Bundestag jetzt schon erfolgt, so geschieht dies aus zwei Gründen: Einmal pflegen sich Tagungen gerade um Pfingsten zu häufen und nimmt sich mancher schon längere Zeit vor den Pfingstferien irgendeine Reise oder Wanderung vor, und da möchte der Frankenbund rechtzeitig seine Mitglieder auf eine Tagung hinweisen, der er eine besondere Wichtigkeit zuschreiben muß; sodann wird der Bundestag außer den geschäftlichen Dingen so viel Schönes und Wertvolles bieten, daß bei unseren Bundesfreunden sicher nur ein geringer Opfergeist dazu gehoben wird, zu Pfingsten die so um diese Zeit ganz besonders schöne Frankenhadt Würzburg zum Ziel seines diesjährigen Ausfluges zu machen. Der Bundestag findet also am Sonntag, 31. Mai, und Montag, 1. Juni, in Würzburg statt.

Die neue Kopfplatte unserer Zeitschrift.

Wenn die Leser die Kopfplatte der Zeitschrift gegen die Besucher mit einem anderen Wappenbild gesiecht sehen, so will das nicht bedeuten, daß das jetzungsmäßig festgelegte Wappen des Bundes nun geändert worden ist; es bleibt bei § 3 der Satzung: „Das Bundesabzeichen ist das fränkische Hähndchen, eine von rot und weiß gealterte Rennschärze mit goldenem Schäft im blauen Feld.“ Nur der Abwechselung halber ist für den Kopf der Zeitschrift auf einige Zeit das zweite fränkische Wappen gewählt worden, das übrigens in weiten Kreisen, wenn auch mit Unrecht, als das fränkische Wappen gilt. Es ist bekanntlich das Wappen des Hochstiftes Würzburg, das zu einem der „fränkischen“ Wappen werden konnte, weil der Bischof von Würzburg ja den Titel eines Herzogs von Franken führte. Beide fränkischen Wappen sind sehr alt und ehrenwürdig; das Hochstiftswappen, auch der „fränkische Rechen“ genannt (es sind drei silberne Rechen in rotem Feld) geht wahrscheinlich auf eine Rune zurück (es scheint die ver Doppelte Steigrupe zu sein), das fränkische Hähndchen aber ist ausschließlich nichts anderes als eine Umgestaltung des Fahrenkreuzes. Mit anderen Farben (rot und gold in Schwarz) kehrt es im Wappen der Stadt Würzburg wieder. P. S.

Der Bundesführer hielt in den Tagen vor Weihnachten in den drei Ortsgruppen Bamberg, Schweinfurt und Würzburg einen hochbedeutenden Richtsilberortrag über Albrecht Dürer.

Ehre gereicht. — Wir sind, von zerstreuten Nachrichten abgesehen, über Ludwigs Leben und Regierung durch fünf Darstellungen unterrichtet: Die Jahrbücher Einharbs; das Leben Ludwigs des Frommen von Thegan; das „Größere Leben Ludwigs“ von einem Unbekannten; das Lobgedicht des Ermoldus Nigellus; und Rithards vier Bücher Geschichten. In allen diesen Werken ist nur an einer Stelle bei Thegan (einem Franken von edler Abkunft) über das Verhältnis Ludwigs zur nichtchristlichen Dichtung die Rede, in den zwei Zeilen: „Poetica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuit nec legere nec audire nec docere voluit“. Auf deutsch: „Heidnische Gedichte, wie er sie in seiner Jugend gelernt hatte, verschmähte er und wollte sie weder lesen noch hören noch lehren“. Wo ist hier von Verbrennen die Rede? Wahrhaftig, hätte Ludwig heidnische Gedichte verbrannt — diesen Verzeihung für das Wort, setten Braten hätte sich ein Thegan nicht entgehen lassen! Denn man wisse, daß der Mann fanatisch kirchlich gesinnt war und daß sein Werk eine Parteischrift ist, die alles zusammen trägt, was die kirchliche Gesinnung des Kaisers in helles Licht setzen kann. Ferner: das Wort „gentilis“ heißt, wie jeder Sprachgelehrte weiß, weder „vollständig“ noch etwa gar „germanisch“, sondern seit Hieronymus „heidnisch“, ohne Bezug auf Abstammung. Was kann in diesen „heidnischen“ Gedichten alles enthalten gewesen sein! Möglicherweise auch ein Silberbrandslied oder ein Metzeburger Zauberpruch; noch wahrscheinlicher aber ganz anderes bei einem Jüngling, der aus staatlichen Gründen im Südwesten Frankreichs, in Aquitanien, aufgezogen wurde und, begreiflich genug, sich damals als Vaske trug: mit einem runden Oberkleid, weiten Hemdärmeln, gepufften Beinleidern, Sporenstiefeln, in der Hand einen Wurfspieß — wie uns der Verfasser des größeren Lebens gelegentlich mitteilt. Und da ihm „die lateinische Sprache so geläufig wie seine Muttersprache war“, was liegt da näher als die Annahme, daß er in seiner Jugend dieselben „heidnischen“ Gedichte kennenernte, wie die Germanenfinder auf höheren Schulen noch heute: Ovid; Catull; Horaz.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Speffart und seiner Not.

Von Anton Fries.

Die Industriedörfer.

Wenn schon die Jagdstrondörfer nur ganz geringen Landbesitz besaßen, so wurde er bei der Anlage der Glashütten siedelungen zunächst überhaupt verweigert. Ursprünglich war er ja auch nicht notwendig, da die Glasmacher bei gutem Geschäftsgang sehr wohl von dem Ertrage ihres Gewerbes leben konnten. Im ganzen wird die Entstehung von 14 Orten auf die Glashütten zurückgeführt, so daß also im inneren Buntsandsteinspeffart weitaus die meisten Siedelungen aus diesem Industriezweige hervorgegangen sind. Als die Glasmacherei unrentabel wurde, war es eine zwingende Notwendigkeit, den Dorfbewohnern Rodflächen zuzuwiesen. Dies geschah nur widerwillig und in viel zu kleinem Ausmaß. Besonders die Orte, welche sich zuletzt für den Feldbau umstellten, Rechtenbach und Weibersbrunn, zeigen in Dorfbild und Richtung noch heute die schreiende Landnot, ähnlich etwa wie das oben erwähnte Jagddorf Rothenbuch. Weniger Bedeutung für die Besiedelung des Speffarts hatten die

Eisenhämmer und Bergwerke, da sie zur Gründung von eigentlichen Dörfern nicht führten, zu ihrer Zeit freilich den Umwohnern lohnenden Erwerb und der Staatskasse hohe Einnahmen brachten.

Die Landwirtschaft.

Wie wir bereits gesehen haben, wurde der Speessart nicht in der üblichen Art der Landnahme besiedelt, indem bauerntüchtige Leute auf Kobflächen anfässig gemacht wurden, sondern lediglich zum Zwecke der Jagd, des Gewinnes für die Staatskasse wurde das große Waldgebiet erschlossen. Nur der Not gehorchend und dem eigenen Nutzen dienend gab Mainz die Erlaubnis, bestimmte Flächen des Waldes zu roden. Die Besitzgrößen waren von Anfang an festgelegt und sehr verschieden: die Waldhufendörfer hatten hinreichend Ackerland, während die Glashüttenbesetzungen ganz spärlich damit bedacht wurden; die Leute sollten eben bei ihrem Berufe bleiben und keine Bauern werden. Anders aber wurden die Verhältnisse im 18. Jahrhundert. Die Glasindustrie kam zum Erliegen; die Leute wurden brotlos. Die Herren mußten Land bewilligen, laten es aber für die vollreichen Dörfer nur in kleinem Maße. So hatte z. B. im Jahre 1781 Weibersbrunn 9,5 ha Ackerland bei 332 Einwohnern, Ruppertshütten 54 ha bei 343 Menschen. Es ist klar, daß Mainz sich schließlich doch bequemen mußte, mehr Land zu bewilligen. Wir werden noch sehen, wie es heute bestellt ist. In den Jagdstrondörfern wurde die Vermehrung der Bevölkerung begünstigt, weil eine größere Jagdbetätigung mehr Fronleute, Treiber und Gespannsdienste benötigte. Dieser Bevölkerungszuwachs hatte nun aber eine große Zerstückelung der Waldhufengüter zur Folge und 1755 wurde das Rainzer Landrecht mit seiner Naturalteilung auch im Speessart eingeführt. So war der Bildung von Zwergwirtschaften Tür und Tor geöffnet, wobei man nicht bedachte, daß gerade die armen Sandböden ein zu kleines Maß von Besitz nicht vertragen können. Eine rühmliche Ausnahme machten nur die Grafschaft Wertheim und anfangs auch Erbach, Niened, obwohl dieses 1559 mainzisch wurde, und schließlich das den Jesuiten gehörige Eichelsbach.

Eine Änderung dieser verhängnisvollen Politik brachte erst die Regierung der Kurfürsten Friedrich Carl von Erthal und Dalberg, die vor allem der Vermehrung der „Nachbarn“ in einer Gemeinde einen starken Kiegel vorschoben; auch das Heiraten der jungen Leute wurde erschwert, Auswärtigen die Ansässigmachung nicht erlaubt. Von der Möglichkeit, in andere Gebiete des Rainzer Landes auszuwandern, wurde ganz wenig Gebrauch gemacht, die Bevölkerungszahl blieb die gleiche; ja von 1896 nahm sie sogar bedeutend zu. Da die Anbaufläche die gleiche blieb, ist die Tatsache nicht zu leugnen, daß der innere Speessart, wenn auch nicht mehr so stark wie am Anfang, heute noch überbevölkert ist. Schauen wir nur einmal eine der sorgfältig zusammengestellten Statistiken von Siebert an, werden wir sofort überzeugt sein: Weibersbrunn und Ruppertshütten habe ich schon erwähnt für das Jahr 1781. Selbst 1933 hatte das erstgenannte Dorf bei 1256 Einwohnern nur 221 ha, Ruppertshütten dagegen 429 ha bei 764 Menschen. Rothenbuch hat auch nur 703 ha und 1196 Bewohner, Bischofbrunn 320 ha und 757 Bewohner, Rechtenbach 199 ha und 900 Bewohner, Ebersbach 283 ha und 377 Einwohner, Volkersbrunn 221 ha und 348 Bewohner, Kofsbach 566 ha und 728 Bewohner. Es gibt überhaupt nur wenige Dörfer, bei denen die Anzahl der ha die

der Bewohner übersteigt, sodas im ganzen mit einer Volksdichte von 200 Menschen auf den qkm gerechnet werden muß (gegen 56 in der Rhön!). Für die wirtschaftliche Nutzung muß noch bemerkt werden, daß in der Fläche auch der Wald einbegriffen ist. So hat z. B. Obersbach 108 ha Gemeinde- und 65 ha Privatwald, also bleiben bei 283 ha Gesamtfläche nur 110 ha Acker- und Wiesenland. Bei den anderen Waldhusendörfern ergibt sich ein ähnliches Bild: nur die ehemaligen Glasmacherdörfer haben im allgemeinen keinen Waldbesitz. Es ist ohne weiteres klar, daß diese „Güter“ nicht ausreichen konnten, eine vielköpfige Familie zu ernähren. Wanderarbeit der Männer und Heimarbeit mußten helfen das nötige Geld zu verdienen. Die allgemeine Arbeitslosigkeit hat um die Nachkriegszeit die Wanderarbeiter wieder heimgeholt. Trotz der wirtschaftlichen Nachteile ist dies ein Segen für die Familie, die in früheren Zeiten ihr Oberhaupt im Jahr oft nur einmal sah. So bleibt nur die Heimarbeit, besonders die Wschaffenburger Bekleidungsindustrie, und die Fabrikarbeit in Wschaffenburg und Obernburg als zusätzliche Erwerbstätigkeit. Wie der Notlage in Zukunft abgeholfen werden kann, wollen wir getrost unseren verantwortlichen Männern überlassen. Wir haben das Vertrauen, daß der große Aufbauplan unseres Regierungspräsidenten und Gauleiters auch dem armen Speßart Hilfe bringen wird.

Uns selbst aber erwächst die Pflicht, bei dieser Notlage dem Ruf des Vaterlandes zu folgen und unser Herz nicht zu verschließen, wenn das Winterhilfswerk an die Türen klopft. Denn immer noch gilt es viel Elend zu lindern und es ist gerade in den Rothlandsgebieten unseres Franklandes nicht klein.

Berichte und Mitteilungen

Es besteht Veranlassung nochmals mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die künftigen Mitglieder doch endlich ihrer Zahlungspflicht vom vorigen Jahre nachkommen wollen. Wir würden bestimmt keinen Pfennig verlangen, wenn eine Druckerei unsere Zeitschrift unentgeltlich drucken könnte. So aber sind wir nun leider auf die Unterstützung durch die Mitglieder angewiesen.

Bundesstag 1936.

Der Bundesstag, der am Pfingsten in Würzburg stattfindet, wird außer den Besprechungen im Züherrat und der Bundesversammlung noch ein Vierfaches an bemerkenswerten Veranstaltungen bieten. Für heute seien besonders einige Angaben über den wissenschaftlichen Vormittag gemacht, mit dem der Bundesstag am Pfingstsonntag um 10 Uhr beginnt. Es werden drei in gedanklichem Zusammenhang stehende

kürzere Vorträge gehalten, und zwar haben sich in lebenswirdiger Weise die Herren Universitätsdozent Dr. Josef Dünninger, Studien-Prof. Dr. Alfons Pfenninger und Oberlehrer Wilhelm Pfeiffer zur Verfügung gestellt. Der erste Vortrag wird den „Fränkischen Gedanken im heutigen Volkstum“ zum Gegenstand haben, der zweite über „Fränkische Kolonisation“ handeln und der dritte sich mit dem „Fränkischen Gedanken im Unterricht“ beschäftigen. — Der Festabend, über dessen künstlerische Darbietungen später Mitteilung erfolgen wird, soll die Festrede des Bundesführers über „Die Franken, ein Schicksal des deutschen Volkes“ bringen. Der zweite Tag wird vormittäglichen Führungen und einem Nachmittagsausflug gewidmet sein. Die Gruppenführer werden aufgefordert, schon jetzt für eine starke Beteiligung ihrer Gruppen zu werken.